

Ist der Schweizer Gastfreundlich?

Autor(en): **Kerényi, Karl / Szondi, Leopold / Lavater-Sloman, Mary**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **67 (1958)**

Heft 8

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975307>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

IST DER SCHWEIZER GASTFREUNDLICH?

Wir haben einer Reihe von Schriftstellern, Psychologen und anderen Persönlichkeiten die Frage «Ist der Schweizer gastfreundlich?» vorgelegt und sie gebeten, sie uns kurz zu beantworten. Nicht alle vermochten unserem Wunsche zu entsprechen; die einen konnten eine begonnene grössere Arbeit nicht unterbrechen, andere befanden sich im Ausland. Die erhaltenen Antworten finden unsere Leserinnen und Leser auf den folgenden Seiten.

Indem ich über die mir aufgegebenen Frage «Ist der Schweizer im allgemeinen gastfreundlich?» nachdenke, fällt mir zum ersten Male auf, dass ich in diesem so sehr auf die «Fremdenindustrie» angewiesenen Lande kein Buch über die Phänomenologie und die Geschichte der «Gastlichkeit» kenne. Sollte solch ein Werk existieren oder geschrieben werden, so müsste es von der Ermittlung und Analyse des Verhaltens der Alpenbewohner dem Fremden gegenüber ausgehen. «Der Fremde» ist für jede geschlossene Gesellschaft — und so sind alle archaischen Gemeinschaften — ein höchst ambivalentes Phänomen. Er vertritt zu gleicher Zeit *das Fremde* und das — auf Grund des Menschseins — Verwandte, gleichsam ein zwitterhaftes Wesen, dem gegenüber die extremsten Verhaltungen möglich sind: man kann ihn von einer spontanen und eruptiven Antipathie aus totschlagen oder auf eine andere Weise unmöglich machen, man kann ihm aber ebenso unvermittelt und überschwenglich wie einem Gott oder einem Schützling der Götter den festlichsten Empfang bereiten. Eine in ihrer Grundstruktur so komplexe und widersprüchliche, an sich auch durchaus menschenfreundliche Form des Erwerbes, wie das bezahlte Gastgebertum, kann unmöglich nur ein negatives Verhalten und nicht zugleich eine ursprüngliche Gastfreundlichkeit zur Voraussetzung haben.

Doch es steht mir, wie gesagt, kein Quellenwerk zur Verfügung, bloss die eigenen Erfahrungen und Beobachtungen, die immerhin die eines alles Menschliche in der Antike und in der Gegenwart bewusst erforschenden Wanderers sein dürften. Das Bild des «Fremdartigen» am fremden Kaminfeuer, aus dem Rahmen von Conrad Ferdinand Meyers «Hochzeit des Mönches», schwebte mir seit meiner Gymnasiastzeit als mögliches eigenes Los vor, und ich bin meinem Schicksal dankbar, dass es — wenn es schon zur Realität werden musste — sich in der Schweiz verwirklichte. Ich würde indessen als Historiker und Psychologe nicht wagen, aus den eigenen Erfahrungen vor der Öffentlichkeit Folgerungen zu ziehen, wenn sie nur positiv wären und wenn ich in diesem Lande nur gastfreundliche Kaminfeuer und nicht gerade auf meinem eigensten Gebiet auch die ängstlichste Verslossenheit gefun-

den hätte. Alle meine Erfahrungen in Erwägung ziehend, auch diejenigen bei südlicheren und nördlicheren Völkern, bei Griechen und Italienern einerseits, bei Holländern und Skandinaviern, die lieben und verwandten Finnen mitinbegriffen, andererseits, rechne ich die Schweiz zu den gastfreundlichsten Nationen Europas.

Dass die Schweizer Gastfreundlichkeit dennoch in Frage gestellt werden konnte und zudem noch in der Folge der grosszügigsten Aufnahmebereitschaft, die in der ganzen Schweizergeschichte in dieser Form der begeisterten Hilfeleistung an eine leidende fremde Nation früher kaum vorkam, muss seine Gründe auch bei denen haben, die an einem vermeintlichen oder vielleicht auf eine unvermeidliche Weise als Element des Gesamtverhaltens doch vorhandenen negativen Benehmen zu leiden glauben, ja, in ihrem Mangel an Selbstbeobachtung tatsächlich leiden. Mangel an Selbstbeobachtung ist übrigens keine charakteristische Eigenschaft der Ungarn, weder der Intellektuellen noch der Bauern, vielmehr nur derjenigen, die, zwischen Slogans hin- und hergeworfen, seit Jahrzehnten unterwegs und noch nirgends angekommen sind. Doch niemand kann über seinen Schatten springen. Gerade den intelligentesten Ungarn fällt es schwer, die Tatsache zur Kenntnis zu nehmen, dass die Söhne eines an allen Wandlungen unserer gemeinsamen antichristlichen Kultur teilhabenden Landes in einem anderen europäischen Land als «fremdartig» erscheinen können.

Die gestellte Frage betrifft jedoch nicht die Ungarn und ihre schwere seelische Situation, sondern das Vorhandensein oder, da dies nicht bezweifelt werden kann, die Art der Schweizer Gastfreundlichkeit. Abgesehen von einem unvermeidlichen, allgemeinmenschlichen Kern der negativen Reaktion auf das Fremdartige, hat man über die Grenzen und die Gründe der Grenzen der Schweizer Gastfreundlichkeit nachzudenken. Kein Fest kann ewig dauern. Selbst zur extremsten Form der Gastlichkeit, ihrer Auffassung und Ausübung als eines wahren Festes, gehört — wie zu jedem Fest — das Aufhören, auch nur, um die Wiederkehr zu ermöglichen. Aus der festlichen Natur jeder Gastlichkeit entspringt indessen ein grundlegender Unterschied

zwischen der Gastfreundlichkeit eines Volkes, das wie die Ungarn zum Fest und Feiern neigt, und eines, wie die Schweizer, welches dies weniger tut. Nicht, als ob die Ungarn ewig feiern wollten und als ob die ungarische Neigung zur Festlichkeit eine Neigung zur Lustigkeit wäre: die tiefe Melancholie, das «Weinen» bei einem ungarischen Trinkfest, ist schwer zu beschreiben. Aber die Schweizer feiern — und feiern auch den Gast — nach ungarischer Auffassung zu wenig.

Die beschränkte Festfreudigkeit der Schweizer hat als Beschränkung der Gastlichkeit, nach meiner Beobachtung, ausser dem nationalen Temperamentgrad noch einen besonderen Grund. Dieser Grund ist das Verantwortungsgefühl. Der Schweizer fühlt sich für den, den er in sein Haus als Gast aufgenommen hat, verantwortlich. Er wird ihm allmählich doch zum Familienmitglied. Die zwei Sphären, in denen er selbst lebt, sind die Familie und das traditionelle Gemeinwesen: Gemeinde, Kanton, Bund. Ein freies, von gemeinsamen geistigen und halbgeistigen Interessen — wie Plauderei und Geselligkeit als Selbstzweck — animiertes Gesellschaftsleben zwischen den zwei genannten Bereichen ist nur spärlich vorhanden. Es kann schliesslich dazu kommen, dass man den Gast in die Familie oder gar in den Bund aufnehmen muss. Und da hat der Schweizer aus manchen Gründen, die ich nicht alle aufzuzählen brauche, Bedenken. Ein Familienglied mehr bedeutet ihm eine vermehrte Last der Verantwortung. Darf man ihm übelnehmen, dass er davor zurückschrickt? Eine zu grosse Verantwortung ist ihm schon, den Gast zu verwöhnen, da er nicht einmal die eigenen Familienglieder verwöhnt. Die Verantwortung für die Eigenen, ohne sie zu verwöhnen, ist ihm bereits eine sehr ernste Forderung des Lebens. Aber dies noch im Fall — eines Fremden? Die inhärente Paradoxie der gastlichen Beziehung steigert sich zum inneren Konflikt, dem der Gast, wenn er stolz und taktvoll genug ist, sich zurückziehend ausweicht.

Ein Gegenbeispiel bietet etwa — auch dies mit unvermeidlicher Verallgemeinerung gesagt — das völlig unverbindliche italienische Verhalten dem Fremden gegenüber. Es ist nichts leichter als mit einem Italiener im Zug, auf der Strasse — eigentlich immer ausserhalb der Familie — oder innerhalb einer kollegialen Beziehung Freundschaft, wenn man will: auch Gastfreundschaft zu schlies-

sen. Da gibt es amüsantes Zusammensein und unverbindliche Plauderei, manchmal sogar im Rahmen einer Einladung ins Familienhaus. Eine solche Einladung gehört immerhin schon zu den Seltenheiten, in Süditalien zu den Unmöglichkeiten. An irgendwelche Verantwortung für das Wohlergehen des Gastes nach dem Aufhören der Bewirtung denkt niemand. Die Existenz des Gastes scheint für den Gastfreund bis zur nächsten Begegnung — die ihm angenehm sein muss, sonst vermeidet er sie — zu erlöschen. Die Grenze der italienischen Gastfreundschaft bildet nicht das Verantwortungsgefühl, sondern der *sacro egoismo*, der wiederum die konkretesten Bezeugungen der unmittelbaren menschlichen Hilfe nicht ausschliesst. Es ist eine italienische Paradoxie auf diesem Gebiet ebenso da, wie eine Schweizer Paradoxie, auf Grund des Allgemeinmenschlichen und zugleich vom Volks- oder Kulturcharakter bestimmt. Auch dieser weist nach den kleineren historischen Einheiten im Lande Schattierungen auf, nicht zu reden von der Eigenart der Individuen — und besser auch nie von der Quantität, sondern immer nur von der qualitativen Besonderheit der Gastfreundlichkeit.

Als ein vielen westlichen Völkern — auch mediterranen wie die Italiener oder die Südfranzosen — gemeinsamer Grund der beschränkten Gastfreundlichkeit darf ihre Sparsamkeit angesprochen werden. Sie ist die Ur-Feindin der Gastlichkeit, jeweils nach dem nationalen Grad, der freilich auch eine nationale Stärke sein mag. Dass die Sparsamkeit als nationale Gewohnheit einen Grad erreichen kann, auf dem sie den Fremden aus Ländern, wo der Ertrag jeder Ersparnis seit Jahrhunderten schon verloren ging, als sinnlos erscheinen muss, ist nicht zu leugnen. Sie ist in der Schweiz die einfachste und am nächsten liegende Form, die auch das Verantwortungsgefühl auf sich nehmen kann. Sie betrifft aber keineswegs nur die Gastlichkeit. Sie berührt auch die Entfaltung des Geisteslebens im Lande überhaupt, insofern diese Entfaltung nicht praktischen Zwecken dient oder an bestehende Rahmen und Bahnen gebunden ist, sondern sich dem Ungewöhnlichen und Festlichen zuwendet. Es ist dies ein Punkt, in dem sich der Gast, dem das unschätzbare Gut der Freiheit, das er in seinem Vaterland nicht haben könnte, gewährt wird, am wenigsten beklagen darf.

Prof. Dr. Karl Kerényi, Ascona

Der ungarische *Psychologe Dr. med. Leopold Szondi*, Zürich, wird unsere Frage für ein späteres Heft beantworten. Er schreibt unter anderem: «Soviel kann ich Ihnen schon sagen, dass die Feststellung, der Schweizer sei nicht gastfreundlich, nicht zutrifft. Der Schweizer ist gehemmt, seine Gefühle zu zeigen. Im Grunde seiner Seele aber steckt

eine *Mitmenschlichkeit*, die man selten bei anderen Völkern zu finden vermag, die der Schweizer aber nie zur Schau trägt. Ueber die Ursachen der Hemmungen habe ich oft nachgedacht; über diese Eigenart könnte man einmal näher berichten.»

Dr. med. Leopold Szondi

Die Schweizer sind gewiss nicht weniger gastfreundlich als andere Völker, aber sie sind es auf ihre eigene Art. Jedes Volk hat eine andere Auffassung der Gastlichkeit: bei den Franzosen spielt sie sich vielfach im Restaurant ab, bei den Oesterreichern im Café, bei den nordischen Völkern dehnt sie sich über Tage oder Wochen aus, in England ist das weekend der Gastlichkeit bestimmt, in Deutschland empfängt man zu Hause am Familien-

tisch, die Orientalen winken den vorübergehenden Freund herein und überschütten ihn noch mit Geschenken. Ueberall wird die Gastfreundlichkeit mit einer gewissen Leichtigkeit gehandhabt, nur in der Schweiz macht man aus dem Gästehaben eine Staatsaktion, ein Fest, ein Unternehmen, kurz, ein seltenes Ereignis.

Das hat seinen guten Grund und liegt hauptsächlich daran, dass die Schweizer mehr arbeiten



Zeichnung von
Margarete Lipps, Zürich

als andere Völker. Wer morgens um sieben oder acht Uhr bei der Arbeit sein muss, und das gilt vom einfachen Angestellten bis zum Direktor, wer nach der Arbeitszeit den Garten besorgt, das Auto putzt, mit den Kindern die Aufgaben macht, seiner Frau bei allen möglichen Dingen hilft, der ist abends todmüde und nur noch fähig, die Zeitung zu lesen. Um neun Uhr, spätestens um zehn Uhr, geht man zu Bett.

Nun haben östliche Völker, darunter auch die Ungarn, ganz andere Begriffe von Zeiteinteilung.

Wie es jetzt ist, weiss ich nicht, aber früher wurde im Osten viel gemächlicher gearbeitet, dafür hatte man Zeit zu diskutieren. Zu diskutieren bis ein Uhr, zwei und drei Uhr nachts. Auf die Beköstigung kam es dabei nicht an, man trank Tee. Die Zimmer tadellos aufzuräumen war nicht nötig; bestimmte Stunden zum Erscheinen gab es nicht. Man kam, setzte sich und redete.

Ich erinnere mich aus meiner Mädchenzeit, als wir einige Jahre im alten Russland wohnten, dass meine Eltern ihre Begriffe der Gastlichkeit völlig umwandeln mussten. Im Anfang luden sie auf Tag und Stunde zum Essen ein. Zu gegebener Zeit, nachdem die Hausfrau sich gehörig geplagt hatte, die ganze Familie schön angezogen war und der dienstbare Geist wartend hinter der Haustüre stand, sollten die Gäste erscheinen.

Sie erschienen. Aber der eine um 9 Uhr, der andere gegen Mitternacht und die letzten am nächsten Abend und sogar «übermorgen». Auf den sanften Vorwurf meiner Mutter und ihre Erklärung, sie habe ein schönes Essen machen lassen, hiess es jedesmal: «Wir kommen ja nicht zum Essen, wir können auch jetzt noch plaudern.»

So ähnlich denken unsere ungarischen Gäste wahrscheinlich auch. Sie wollen niemandem Um-

stände machen, einfach zur Tür hereintreten, höchstens, wenn es gerade Essenszeit ist, mit an den Tisch sitzen. Sie wollen nicht, dass die Hausfrau ein besseres Kleid anzieht, dass die Kinder gestrahlt und gewaschen werden, oder verstehen nicht, dass man sich entschuldigt, wenn die grosse Wäsche eben getrocknet in Zainen noch auf dem Gange steht.

Sie glauben es nicht, dass es eine Katastrophe bedeutet, wenn gerade der Götti mit seiner Frau geladen ist und ein ungebetener Gast dazukommt.

Solche Schwerfälligkeit ist östlichen Menschen fremd, aber jedes Volk ist wie es ist. Der Schweizer ist gern mit seiner Familie allein, er liebt es nicht zu brillieren und meint, dass seine im schönsten Sinne schlichte Art vor redegewandten Leuten oder solchen mit gesellschaftlichen Allüren nichts gelte. Das ist aber keineswegs der Fall. Menschen, mit denen es sich lohnt zu verkehren, schätzen die herbe Schweizerart ganz besonders hoch ein. Wenn die Schweizer Familien einmal davon überzeugt wären, würden sie sicher ihre Türen leichter den Fremden öffnen. Dass sie ihre Herzen den Fremden öffnen, weiss jeder.

Die Schweizer Gastfreundschaft ist ein nationaler Vorgang, dem jeder mit Freude sein Opfer darbringt, aber von dieser theoretischen Gastlichkeit hat der einzelne Fremde auf die Dauer seiner Geborgenheit in unserem Lande nichts. Deshalb fort mit den Umständen und der Feierlichkeit, der Gemüthlichkeit und der falschen Bescheidenheit. Unsere Gäste aus der Ferne sind Menschen wie wir, Verwandte im weiteren Sinne: «Komm herein, Kusine, tritt näher, Vetter, Ihr kommt gerade recht, uns zu zeigen, wie man ein Gulasch macht, die Röschi ist schon fertig!»

Mary Lavater-Sloman

Das nachfolgende Gespräch mit Prof. Dr. Hans Zbinden, Bern, ist völlig unvorbereitet und spontan zustande gekommen. Prof. Zbinden bittet uns, dies zu vermerken als Entschuldigung für manches, das dem einen oder anderen Leser als Verallgemeinerung — Gefahr des ganzen Themas — erscheinen könnte. Eine Verallgemeinerung liege ihm fern, sie ergebe sich aber unwillkürlich in einem solchen unvorbereiteten Gespräch.

Die Redaktion

Uns ist bekannt, dass Sie sehr oft mit Ausländern zusammenkommen, sei es im Ausland, sei es in der Schweiz. Sicher vermögen Sie uns, aus dem vollen schöpfend, Antwort auf die Frage zu geben: Ist die Schweizer Bevölkerung ungastfreundlich?

Was veranlasst Sie zu dieser Frage?

Unsere Arbeit bringt uns oft mit ungarischen Flüchtlingen in Berührung, die seit zwei Jahren in

unserem Lande leben; sie ergreifen dann jeweils die Gelegenheit, mit uns Fragen zu erhellen, die sie besonders beschäftigen. Eine dieser Fragen lautet: «Was können wir tun, damit sich die geschlossenen Türen der Schweizer Familien vor uns öffnen? Wir möchten die Schweizer kennen lernen, nicht nur aus der Ferne, sondern von Mensch zu Mensch. Wir möchten freundschaftlichen Umgang mit ihnen pflegen, Einlass in den Kreis ihrer Familie erhalten,

und das ist sehr, sehr schwer. Wir Ungarn werden nicht eingeladen.» Ist der Schweizer wirklich un-gastfreundlich?

Mit Ungarn habe ich leider nicht viel Erfahrung, zurzeit eigentlich nur mit ungarischen Schriftstellern. Bei ihnen war es in der Tat nicht leicht, sie mit Schweizer Familien in Kontakt zu bringen; nach langen Bemühungen ist es uns indessen gelungen. Ich weiss, dass sich in Zürich studentische und andere Kreise sehr darum bemühen, dass Ungarn in Schweizer Familien eingeladen werden und dass sie mit Schweizern zusammenkommen. Aehnliche Bemühungen sind — so viel ich weiss — auch in Genf und Basel gemacht worden. Der Verkehr zwischen Ungarn und Schweizern ist nicht sehr leicht, nicht nur wegen der sprachlichen Schwierigkeiten, sondern vor allem, weil sich die Ungarn in Temperament und Lebensauffassung ausgeprägt von unserem Volk unterscheiden; so sind viele Missverständnisse hüben und drüben unvermeidlich. Dem Ungarn ist ein flammender Nationalstolz eigen, der leicht verletzbar ist; er vermag es nicht zu verstehen, dass wir ihm als Verkörperer der Freiheit und der Heimatliebe nicht mit weitgeöffneten Armen als einem Gleichgesinnten entgegenkommen. — Doch bildet die Frage der schweizerischen Gastfreundschaft ein allgemeines, nicht nur das Verhältnis zu den Ungarn berührendes Problem. Dabei darf man nicht sagen, dass der Schweizer un-gastfreundlich sei. Man denke nur, wie vor Jahrhunderten die Hugenotten oder die Flüchtlinge aus dem Tessin und aus dem Veltlin bei uns aufgenommen worden sind, und in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts die politischen Flüchtlinge aus Deutschland. Nein! Der Schweizer ist indessen vielfach etwas schwerfällig und zurückhaltend; es fehlt manch einem an Phantasie, sich in den Charakter eines andern Volkes, das ihm wesensfremd ist, einzufühlen. Ich war nur allzuoft Zeuge dieser Unfähigkeit, den fremden Menschen zu verstehen, und das hat mir immer wieder zu denken gegeben. Die Zeit der Emigrantenlager während des Zweiten Weltkrieges war leider ein oft recht betrübliches Kapitel. Werner Juker hat in seinem Stück «A frömde Fötzel» dieses Problem drastisch beleuchtet. Vielleicht geht es uns etwas zu gut, und das erschwert das Verständnis für Menschen, die schwere Schicksale erlitten haben.

Ich kenne eine Reihe von Familien, die sich vorbildlich der Ungarn und anderer Flüchtlinge angenommen haben. Handelt es sich bei den weniger gastfreundlichen Familien nicht um Einzelfälle?

Das glaube ich nicht. Es handelt sich hier um eine allgemeinere Erscheinung. Ich höre von vielen Ausländern, dass sie — wenn sie in unserem Land nicht schon Freunde besitzen und nur kürzere Zeit bei uns weilen — kaum eine Möglichkeit haben, zu einer Schweizer Familie vorzudringen.

Geht es leichter, wenn sie sich längere Zeit bei uns aufhalten?

Ja, es bedarf aber meistens sehr, sehr langer Zeit. Dann freilich haben sie mit der sie in ihren Kreis aufnehmenden Familie zuverlässige Freunde im besten Sinne des Wortes gewonnen, nicht nur flüchtige Bekannte, die sie vergessen, sobald sie das Haus wieder verlassen haben. Vielen Ausländern ist aber die Zeit nicht gegeben, so lange auf das Öffnen eines Hauses und der Gemüter zu warten; sie verlassen unser Land enttäuscht und mit falschen Vorstellungen. Natürlich gibt es auch unter den Ausländern sehr verschieden geartete Leute — solche, die die Gastfreundschaft missbrauchen und damit den anständigen, erfreulichen Gästen schaden (ich denke da an den Fall Arnold Krieger üblen Ange-denkens). Aber es ist an uns, die wir in der Geborgenheit leben dürfen, entgegenzukommen und es dem fremden Gast nicht allzuschwer zu machen.

Fehlt uns die Zeit zur Geselligkeit? Arbeiten wir zu viel? Viele Ungarn sehen den Grund im Mangel an Zeit.

Ich nicht. Denn zum Jassen und zu einem Kaffeeklatsch finden ja so viele die Zeit. Offenbar fällt es vielen einfach schwer, sich zu einer Unterhaltung mit einem Andersgearteten aufzuraffen, oder sie sind zu eingesponnen und manchmal einfach zu bequem — und oft auch selbstgerecht. Wir sind auch etwas unbeholfen, und zwar nicht nur wir Deutschschweizer, sondern selbst die Welschschweizer. Auch dort herrscht bei aller äusserlichen Lebhaftigkeit die uns eigene Reserviertheit, ein merkwürdiges Zugeknöpftsein, manchmal sogar Misstrauen vor. Wie viele Ausländer haben sich bei mir schon über diesen seltsamen Zug in der schweizerischen Eigenart, die sie sonst schätzen, beklagt! Zum Beispiel die Diplomaten in Bern. Ich komme öfters in Kontakt mit ihnen, mit Kulturattachés, die ehrlich bestrebt sind, unser Land und seine Bewohner besser kennen zu lernen. Geben wir ihnen Gelegenheit dazu? Keineswegs! Ihr Verkehr beschränkt sich auf andere Diplomaten oder Vertreter der Behörden; mit der übrigen Bevölkerung kommen sie kaum in Berührung. Immer wieder höre ich bedauernde Bemerkungen über diesen Mangel. Mit Cocktailparties ist dem nicht abgeholfen und auch nicht mit offiziellen Empfängen.

Was pflegen Sie darauf zu erwidern?

Vor allem fehlt es bei uns an Klubs, wie sie zum Beispiel in den USA und in England bestehen; ich denke da an das «International House» in London, wo solche Begegnungen mit verschiedensten Kreisen stattfinden. So etwas wäre auch bei uns nützlich, wo persönlicher Kontakt gepflegt werden könnte, aus dem Freundschaften zwischen den verschiedenen Familien herauswachsen. Hier kämen Ausländer mit geistig interessierten Kreisen einer Stadt

ganz zwanglos zusammen. Die Schweiz gibt für ihre Fremdenpropaganda im Ausland grosse Summen aus, aber die wirkungsvollste, auch billigste Werbung für unser Land, nämlich dem Ausländer Gelegenheit zu bieten, mit vielen Schweizern persönliche, private Fühlung — über das Berufliche hinaus — aufzunehmen und spontanen Gedankenaustausch zu pflegen, vernachlässigen wir. Daraus entstehen viele schiefe oder ungerechte Urteile über unser Land. Die Presseattachés und ausländische Journalisten klagen über dasselbe. Natürlich kommt man ihnen in beruflichen Anliegen entgegen, man hat nette Pressefoyers für sie eingerichtet; doch gibt ihnen die Bevölkerung selten Gelegenheit, sich als private Gäste oder gar Freunde eines Schweizer Hauses zu fühlen. Und am allerwenigsten geschieht das durch die bekannten Pressefahrten, in denen man sie mit Eindrücken halbtot hetzt. Die Schweizer bleiben gern unter sich, und selbst in Anwesenheit von Ausländern verfallen sie unter sich in das Dialektgespräch, von dem der Gast sich ausgeschlossen fühlt.

Woran liegt das? Packen wir am Ende die Sache zu kompliziert an? Neigen wir dazu, den Gast zu gut und zu umständlich zu empfangen, so dass uns ein solcher Empfang grosse Mühe bereitet und wir ihn deshalb lieber unterlassen?

Das ist sicherlich einer der Hauptgründe. Wir meinen es mit unserer Gastfreundschaft zu gut. Wir glauben — wenn wir uns schon einmal aufraffen — formelle Einladungen mit splendorer Bewirtung veranstalten zu müssen, bei denen ein vertiefter Kontakt ohnehin nicht zustande kommen kann. Es bleibt bei einer flüchtigen und oberflächlichen Begegnung. Und es fehlt das spontane Zusammenkommen, die schöne Kunst der einfachen, herzlichen Improvisation, wie sie die Franzosen, die Nordländer, auch andere, namentlich die Mittelmeervölker, früher die Slawen so meisterlich verstehen und verstanden haben. Vorerst sollten sich fremder Gast und Gastgeber in kleinstem Kreise persönlich kennen lernen und sich näher kommen, bevor der Kreis vergrössert und damit nur zu oft verwässert wird. Vor solchem Gespräch in kleinem, intimem Kreise scheuen viele Schweizer zurück — aus Bescheidenheit vielleicht, oder aus Bequemlichkeit oder aus Verlegenheit? Aus Pedanterie? Aus Angst, sich zu exponieren? Zu blamieren? Was weiss ich.

Auch manche Diplomaten würden es schätzen, Menschen aus andern Kreisen als denen der Diplomatie und der Aemter, zum Beispiel Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Musiker und sonstige geistig und menschlich wertvolle Schweizer näher kennenzulernen. Dies würde für beide Seiten eine Bereicherung bedeuten. Schade, dass wir in dieser Beziehung recht wenig tun. Es bleibt alles etwas steif und förmlich, bei aller Freundlichkeit.

Wird im Ausland diesbezüglich mehr getan?

Ich glaube, ja. Jedenfalls wird einem im Ausland die Begegnung mit interessanten Menschen und der Eingang in ihre Familien viel leichter gemacht. In manch einem Land kann man auch für kurze Zeit Mitglied eines Klubs werden und rasch eine Anzahl von Bekannten gewinnen, durch die man in deren Familien eingeführt wird. Das kommt auch den Angehörigen diplomatischer Vertretungen zugute.

Liesse sich so etwas nicht auch in der Schweiz fördern, wo wir verschiedene Klubs haben?

Gewiss, es wäre sehr zu wünschen. Aber leider stellt unser Land — und ich kann hier aus eigenen erfolglosen Versuchen sprechen, so etwas in Bern zu erreichen — für solche Neuerungen bisweilen einen recht steinigen Boden dar, den aufzubrechen es sehr langer Zeit bedarf. Wir haben dafür Analogien auf kulturellem Gebiet. Wie lange bildete unser Land für Musik und darstellende Kunst einen kargen Boden! Der unablässigen Arbeit und Einwirkung künstlerischer Menschen und dem erwachenden Verständnis weiterer Kreise ist es zu verdanken, dass wir heute vor einer völlig geänderten Situation stehen. Heute ist man bei uns für Musik und Kunst aufgeschlossen. Was Literatur anbetrifft, könnte manches besser sein. Der literarische Holzboden, von dem Gottfried Keller spricht und den er schmerzlich erfahren musste, ist trotz allem Bemühen und gelegentlichen Erfolgen noch wenig aufgebrochen. So wird wohl auch die Entwicklung der privaten Gastfreundschaft in unserem Lande ausländischen Gästen gegenüber nach und nach eine erfreuliche Lösung finden. Vielleicht wird das Interesse des gebildeten Schweizers, der das Ausland gerne bereist und in der Regel sprachgewandt ist, sich auch für die Ausländer in unserem Lande reger und spontaner betätigen. Denn in karitativen Aktionen ist er sehr rührig — in allem, was menschliche Nothilfe angeht. Aber darüber hinaus hapert es.

Gerade das Schweizerische Rote Kreuz hat allen Grund, die Gastfreundschaft zahlreicher Schweizer Familien bedürftigen fremden Kindern gegenüber in den höchsten Tönen zu preisen. Selten haben wir vergebens an die Türen geklopft. Es gab Familien, die zwölf und mehr Kinder nacheinander gastlich und liebevoll aufgenommen und sie mit rührender Fürsorge während ihres monatelangen Aufenthalts umgeben haben. Schweizer Eltern mit sehr kleinem Einkommen haben wahre Opfer auf sich genommen, um den Kindern einen unvergesslichen Aufenthalt in ihrem Kreise zu bieten. Daraus sind Freundschaften fürs Leben erwachsen.

Sobald es sich um Kinder handelt, ist der Schweizer in der Tat sehr gastfreundlich. Er steht, wie die meisten Völker, dem Kinde viel unbefangener gegenüber, und Kinderliebe ist ja den meisten Menschen selbstverständlich. Doch beim Jugendlichen gehen die Türen bei uns schon schwerer auf,

und die fremden Studenten zum Beispiel begegnen denselben Schwierigkeiten wie die meisten Ausländer. Die schweizerischen Studenten sind nett zu ihnen, helfen ihnen bei administrativen Angelegenheiten, aber nur ausnahmsweise gehen die Beziehungen darüber hinaus. Nur selten geht ein ausländischer Student in einer Schweizer Familie wie ein Freund und Vertrauter ein und aus. Und doch könnten Schweizer Familien manch einem, der in unserem Land Asyl gefunden hat, Halt und Segen bedeuten. Und umgekehrt würde die Kenntnis schwerer Schicksale in unsere Wohlgeborgenheit etwas gesund Aufrüttelndes hineinbringen.

Es gibt aber solche Fälle, bei . . .

Oh ja, gewiss gibt es sie. Sie sind in ihrer Seltenheit um so lobenswerter, anerkennenswerter. So ist es zum Beispiel einem angesehenen polnischen Schriftsteller ergangen. Er würde es nicht verstehen, wenn man vor seinen Ohren von schweizerischer Ungastlichkeit spräche. Anfangs des Krieges erreichte er nach abenteuerlicher Flucht aus Polen über Ungarn und Oesterreich die Schweiz, wo einige seiner Freunde, alles Schweizer, sich seiner annahmen. Eine Familie hat ihn ganz in ihren Kreis aufgenommen, ihm nicht nur einen Platz an ihrem Tisch geboten, sondern ihm ein stilles, angenehmes Zimmer zur Verfügung gestellt, wo er seither in bescheidener Weise mit Hilfe seiner Arbeit als Schriftsteller und geschätzter Mitarbeiter von «Kultura», der polnischen Emigrantenzeitschrift, leben kann. Er hat den Bernern für dieses Asyl den Dank in Form eines Buches abgestattet, eines Buches, das den Titel «La terre bernoise» trägt und die Schönheit und Eigenart bernischer Landschaft und bernischer Landgüter überraschend sachkundig beschreibt. Er betrachtet Bern als seine Wahlheimat, in der er sich wohl und geborgen fühlt, wo er viele menschlich wertvolle Bindungen gefunden hat, die er nicht mehr missen möchte. Weshalb sind solche Fälle bei uns eher selten? Weshalb zeigen wir uns oft so wenig aufgeschlossen? Wir hätten dabei viel zu gewinnen, oft mehr zu gewinnen als wir geben.

Gerade die heutige Zeit mit ihren ungeheuren menschlichen Aufgaben, deren Erfüllung an keinen Grenzen mehr Halt machen dürfen, bedarf weitester, allerdings auch wachster Aufgeschlossenheit.

Sie haben recht. In einer Zeit, die so rührig ist in Internationalismus und da gerade auch unser Land diese «Solidarität über die Grenzen» gerne betont, in der mit allen Mitteln versucht wird, die Gegensätze zwischen den Völkern zu überwinden, wäre es angezeigt, dass auch der Schweizer bei aller Kritik und bei aller natürlichen Zurückhaltung diese Solidarität praktisch auch im Privaten betätigt und versucht, sich, ohne aufdringlich zu sein, herzlicher und aufgeschlossener der Ausländer, ganz besonders aber jener, die in unserem Land Asyl gefunden haben, anzunehmen. Mit bundesrätlichen Erklärun-

gen und mit der Beherbergung internationaler Kongresse ist es nicht getan. Solches persönliches Verhalten würde jene Gastfreundschaft unseres Landes, die einerseits offiziellen Charakter, andererseits den mehr touristischen Charakter des Hotelwesens trägt, ergänzen durch die schönste und beglückendste Form: durch die Gastfreundschaft von Mensch zu Mensch.

Solche Gastfreundschaft finden wir ab und zu noch bei uns auf dem Lande.

Ja, auch solche Fälle kenne ich. Ich habe — um nur ein Beispiel zu erwähnen — einen Freund, einen englischen Verleger aus Oxford. Anlässlich eines Besuches in Bern äusserte er den Wunsch, auch einmal das Emmental, die Heimat Gotthelfs, kennenzulernen. Ich führte ihn nach Lützelflüh ins Gotthelfhaus. In Lützelflüh lernte er durch Vermittlung von Bekannten eine prächtige Bauernfamilie kennen, die meinen Freund spontan einlud, einige Zeit in ihrem Hause zu wohnen. Aus dieser Begegnung ist zwischen dem Engländer und der Bauernfamilie in Lützelflüh eine schöne Freundschaft erwachsen, und seither vergeht kein Jahr, in dem er dort nicht auftaucht und einige Tage bei seinen Freunden bleibt. Jahr für Jahr wird er mit derselben schlichten Natürlichkeit und Freude aufgenommen, die Familienneuigkeiten werden ausgetauscht, an allem, was geschehen ist, wird teilgenommen; zwischen den Besuchen werden die Gespräche freundschaftlich in Briefen weitergeführt. Beide, der Oxforder und die Bauernfamilie in Lützelflüh, ziehen aus dieser Freundschaft reichen inneren Gewinn. Dieser Engländer, der uns noch heute für die Begegnung in Lützelflüh dankbar ist, würde befremdet den Kopf schütteln, spräche man in seiner Gegenwart von der Ungastlichkeit der Schweizer.

Ich kann mir vorstellen, dass gerade unsere Landbevölkerung mit der Ursprünglichkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Sitten und Gebräuche dem Ausländer sehr viel an Echtem und Wertvollem zu bieten vermöchte. Er könnte in noch wenig berührten Gegenden Werte finden, die in der Nivelierung grosser Fremdenorte leider fast völlig verloren gegangen sind.

Ja, dort würden sie ein viel echteres, spontaneres Verhältnis zu unserm Volk gewinnen und ebenso bereichert heimkehren wie wir, wenn wir die natürliche Gastfreundschaft der einfachen Bevölkerung einer Mittelmeerinsel oder Griechenlands in beglückender Weise erleben durften. Aber auch für die Stadt gilt: Es bedarf zu solcher Gastfreundschaft keines grossen materiellen Aufwandes und keiner umständlichen Vorbereitungen; es braucht dazu nur ein geöffnetes Herz und die natürliche Schlichtheit, damit wir uns so geben wie wir sind und den Fremden an unseren Tisch laden, wie dieser eben ist.

Prof. Dr. Hans Zbinden

Man singt es ja vielstimmig genug, das Lied von der Ungastlichkeit des Schweizers, und gerade in unseren Tagen werden solche Stimmen gerne laut. Nun haben freilich die meisten von uns ihre Erfahrungen nur im engeren Kreise gewonnen, und Verallgemeinerungen gehören immer zu den billigsten und unterhaltendsten Formen der Aussage, weil der Widerspruch es ihnen gegenüber am allerleichtesten hat. Mich gelüstet doch, eine kleine Schutzschrift zugunsten der vielbeschriebenen schweizerischen Ungastlichkeit zu schreiben. Gar nicht deswegen, weil wir über jeden Vorwurf erhaben wären; wir haben genug Angriffspunkte für den gerechtfertigten Tadel. Aber deshalb, weil man vielerorts so wenig Verständnis für uns hat, dass man die Vorbehalte just dorthin richtet, wo unsere guten Positionen sind. Und ich möchte fast glauben, dass das auch in der vorliegenden Frage sich so verhalte.

Gastfreundschaft ist eine der frühesten Aeussierungen menschlicher Gesittung. Sie gehört in ihrer ursprünglichen Form dorthin, wo Blutrache, Stammesfehde und andere anfängliche Zustände walten. Sie ist ein Ergebnis der Notwendigkeit und eine schöne Demonstration des naturnahen Solidaritätsgefühls. Mit der Entfernung von diesen Anfängen musste auch ihre Bedeutung abnehmen. Es ist ganz in der Ordnung, dass ein Beduine, ein Südseeinsulaner, wer immer aus den Zonen des gefährdeten Lebens kommt, unsere Gastfreundschaft kalt und ungenügend finden muss. Sie war eine der frühesten Kristallisationen der Humanität, und sie leuchtet am freundlichsten auf dem Untergrunde bedrohlicher Verhältnisse auf. Das war in der Tat noch Gastlichkeit, wenn der Fremde im Zelt des Scheichs, im Wigwam des Häuptlings, im Horst des kaledonischen Clanführers die rettende Insel fand, die ihm vor dem Zugriff der Willkür, der Gewalt, der Rache Schutz bot. Es wird gewiss auch jetzt noch Verhältnisse und Länder geben, in denen das Gastrecht als ein edler Ersatz des fehlenden allgemeinen Rechtes sich wohlthuend und gelegentlich sogar rettend beweist.

Aber das alles hat inmitten einer stabilisierten Kultur — selbst wenn sie nur Zivilisation wäre — keinen Boden und keine Bedeutung mehr. Und es ist eine unnütze Sentimentalität, mit unserem europäischen und im genaueren mit unserem schweizerischen Begriff der Gastlichkeit irgendwelche romantische Ansprüche verbinden zu wollen. Die Gewährung von Schutz und Unterhalt, in welcher das Gastrecht seinen schönsten Ausdruck fand, ist bei uns längst durch die öffentliche Ordnung übernommen worden, und das in einer Vollständigkeit, die sogar uns selber zuweilen etwas viel werden kann. Die Gastfreundschaft hat für uns den anfänglichen Begriff einer Notwendigkeit ganz verloren und ist aus dem Mittelpunkt einer wahren Menschenpflicht in den Randbereich der wünschbaren und erfreulichen Formen hinausgeglitten. Wo sie heute noch etwas vom Charakter der Asylgebung an sich hat, ist sie die ausschliessliche Sache der All-

gemeinheit und des Staates; innerhalb der persönlichen Sphäre kann sie nichts anderes sein als eine Frage der Höflichkeit.

Höflichkeit aber lässt sich weder anordnen noch reglementieren. Darum haben auch alle Komplimentierbücher, wenn sie nicht die Lebensweisheit eines Knigge in sich fassen — und wo wäre das ausser bei Hilty zu finden? — etwas Geziertes und Erzwingenes. Höflichkeit muss aus dem Wesen stammen und muss die Formen annehmen, die dem Wesen gerecht sind. Das gilt im besonderen auch für die Temperatur, in der sie zur Aeussierung kommt: ein Nüchterer kann sich nicht glühend ergehen und ein Gelassener sich nicht ekstatisch gebärden, ohne lächerlich zu werden. Auf die Qualität des Gutmeinens, also der wirklichen innern Höflichkeit, hat das keinen Einfluss. Ich kann einem Menschen herzlich wohlwollen, ohne ihn deshalb gleich auch ans Herz drücken zu müssen. Ich kann mich eines Menschen aus innigem Bewegtsein annehmen, ohne ihn deshalb in meine persönlichste Lebenssphäre einschliessen zu wollen. Ich glaube, dass es ein wenig Schweizerart ist, und gar keine schlechte, in den intimsten Dingen etwas zurückhaltend zu sein. Aus Allerweltverbrüderungen ist noch selten etwas Kerniges gediehen, und die festfröhliche Vertraulichkeit, mit der wir uns gelegentlich anbiedern, fand ich noch kaum je von Bestand.

Der Verfolgte und der Notleidende hat zu jeder Zeit den vollen Anspruch auf unsere Hilfe und auf unser tätiges Dabeisein. Den Anspruch auf unsere Herzlichkeit hat der, den wir als treu befunden und als innerlich zu uns gehörend erkannt haben: das Unglück allein gibt diesen Ausweis noch nicht. Wir wollen vielleicht auch das bedenken, dass gerade der Wertvolle in der Not die mit gutem Anstand angebotene Hilfe wohl gerne annehmen, aber eine damit verbundene Zutunlichkeit am Ende gar nicht als besonders taktvoll empfinden wird. Unsere Gastlichkeit ist dem bereitet, der nach seinem Wert und Wesen zu uns gehört, ob das ein von Natur uns schon ganz Nahestehender oder ob es ein vorläufig noch Fremder sei. Diese Wahl aber wollen wir uns doch völlig frei vorbehalten.

Wir wissen wohl, dass wir uns dadurch den Abscheu manches Gefühlvollen zuziehen. Dazu ist nur eines noch zu sagen. Er soll nur immer der Stimme, die zu ihm spricht, folgen, und er wird sich Lob und Achtung damit verdienen. Aber er soll, als ein Denkender, auch zu verstehen suchen, dass es andere Möglichkeiten der Betrachtung und der Stellungnahme gibt. Findet er uns als Herzlose, dann soll sein Tadel uns mit vollem Rechte treffen. Ist es aber so, und wir wagen es zu hoffen, dass hier nur eine Unterschiedlichkeit in der Erfassung des menschlich Verpflichtenden waltet, dann wollen wir doch zusehen, ob wir nicht in freundlichem Wetteifer, jeder auf seinem Wege, uns als Gutgesinnte und Hilfsbereite tätig zu bewähren vermögen.

Edgar Schumacher

Mich zu der Frage zu äussern, ob die ungarischen Flüchtlinge zu Recht oder Unrecht die Schweiz als «ungastlich» bezeichnen, dazu fühle ich mich durchaus inkompetent, da ich nie mit den Ungarn in Berührung gekommen bin. Ich kenne zwar eine Anzahl schweizerischer Familien, die sich in vorbildlicher Weise für Ungarn eingesetzt haben und weder Mühe noch Kosten für die Flüchtlinge scheuten, doch hatte ich keine Gelegenheit, sie über die gemachten Erfahrungen zu befragen.

Wohl aber möchte ich die Gelegenheit, die Sie mir bieten, dazu benutzen, einigen Gedanken zur Gastfreundlichkeit an sich Worte zu leihen.

Die ungezwungene, natürliche Gastfreundschaft bedarf eines ihr günstigen Klimas, das zum mindesten in der deutschen Schweiz — und ich möchte eine deutliche Trennung ziehen zwischen den verschiedenartig sprechenden Landesteilen — nicht ohne weiteres gegeben ist. Wo die Lebensbedingungen günstiger, die Gewohnheiten weniger individuell akzentuiert, die Ansprüche primitiver, die Dienstboten zahlreicher, die Nachbarn hilfsbereiter und die Sonne täglicher Gast sind, da darf sich der Fremdling ohne Hemmung mit an den steinernen Tisch unter die Kastanie setzen; er wird willkommen sein und reichlich mit Wein und Früchten aus dem eigenen Besitz genährt werden. Kommt noch das Gebot einer Religion hinzu, in jedem Gast Christus selber zu erkennen, so springen die Türen in geölten Angeln vor ihm auf.

In der deutschen Schweiz bedeutet der Gast eine erhöhte Anstrengung und Anforderung für den Haushalt, oft geradezu das Umkehren stabiler Gewohnheiten. Die ewig gehetzte, meist dienstbotlose Hausfrau muss den letzten Apfel einkaufen gehen. Sie eilt hinaus, so es nicht Mittwochnachmittag mit geschlossenen Verkaufsläden ist, hat die

Kinder noch schnell besser anzuziehen und mitzuschleppen, hat beim Nachhausekommen noch etwas vergessen und sieht den Gatten nervös werden. Denn der Deutschschweizer wünscht, dass sein Gast es gut habe, besser als das rasch zubereitete Alletage. Er soll eine gute Meinung vom Gastgeber mitforttragen. Und dabei hat unser Volk schon seine liebe Mühe, die mürrischen Gesichter in einem Lächeln aufzuhellen. Gewiss, das Herz ist bereitwillig und mitfühlend, aber die Mehrleistung muss ein absehbares Ende haben, sonst wird sie untragbar.

Unter diesen Umständen kann die Gastlichkeit der Schweiz kaum je die Formen annehmen, die südlichen Ländern, gar dem Orient eigentümlich sind. Wenn sich nun die deutsche Schweiz den Ungarn gegenüber etwas zurückhaltender als anfänglich erweist und auch zögert, sie in die intimen Kreise der engern Bekanntschaften einzuführen, so halte ich das in erster Linie für eine typische Müdigkeitserscheinung. Es ist bei uns keine Frage der Moral, sondern eine Massfrage der Kraftanstrengung. Dürfen doch selbst die hochbezahlten Dienstbotenkräfte nicht über das Gewohnte hinaus in Anspruch genommen werden, ohne dass die Hausfrau eine Kündigung oder eine erhöhte Lohnforderung in Kauf nehmen muss. In dieser Beziehung herrscht ewige Angst bei uns. Wer Gäste allein mit den eigenen Kräften zu beherbergen hat, dem sind die Grenzen ebenso rasch gegeben.

Wenn wir alle diese Umstände in Rechnung bringen, kommen wir vielleicht zu der Feststellung, dass dennoch da oder dort etwas mehr geschehen könnte. Jedoch die Schweiz im Bausch und Bogen als «ungastlich» gelten zu lassen, dagegen empöre ich mich; hat sie doch in Zeiten der Not in schöner und grosszügiger Art das Gegenteil unter Beweis gestellt.

Cécile Lauber

Dass man uns Schweizern allerlei kleine, manchmal sogar grosse Untugenden zuschreibt, ist eine bekannte Tatsache. Immer wieder liest man, dass Ausländer behaupten, wir seien alle tierisch-ernst, unsere Frauen seien von der Putzwut befallen, und dazu seien wir absolut nicht gastfreundlich. In ein Privathaus eingeladen zu werden, sei nahezu eine Unmöglichkeit. Wie stellen wir uns zu diesen Vorwürfen oder Feststellungen? Zunächst wäre festzuhalten, dass man das Schweizervolk nicht über einen Leisten schlagen darf. Denn ist es nicht so, dass die Westschweizer und Tessiner aufgeschlossener sind als die Deutschschweizer? Dann wäre doch erst zu untersuchen, ob es gute Gründe gibt, warum der Schweizer so ist wie er ist.

Dass wir ein unfreundliches Volk sind, wie manchmal behauptet wird, stimmt ganz und gar nicht. Auf Grund reicher Auslandserfahrungen bin

ich der Ansicht, dass die Schweizer — nach Ueberwindung der ihnen angeborenen Dosis Misstrauen — das freundlichste Volk der Welt sind. Beispielhaft dafür ist unser Gastgewerbe, dessen freundliches Personal immer wieder von allen Besuchern unseres Landes hervorgehoben wird. Noch mehr: in keinem Lande wird man in den Läden so nett, flink und zuvorkommend bedient wie bei uns. Selbst unsere Polizisten — leider nicht alle — geniessen den Ruf, zuvorkommend und hilfsbereit zu sein. Was will man noch mehr? Ja, man will mehr, und gerade dieses Mehr ist es, das hier zur Diskussion steht.

Ungeachtet unserer grossen Industrie sind wir doch immer noch ein Bauernvolk, und was der Bauer nicht kennt . . . Ja, wir sind ein misstrauisches Volk. Dem Unbekannten gegenüber sind wir misstrauisch-zurückhaltend, wobei es keine Rolle spielt,

ob dieser Unbekannte aus Ungarn oder auch nur aus dem nächsten Dorfe kommt. «Fremde Fötzel» ist ein unschöner Ausdruck, aber leider einer, der kaum aus unserem Wörterbuch verbannt werden kann. Ist dieses nicht ausrottbare Misstrauen nun eine typisch schweizerische Erscheinung? Wohl kaum! Alle Berg- und Bauernvölker kranken daran, wobei es bei uns eher auffällt, weil wir ein kleines Land bewohnen. Die Bauern der Eifel, die Farmer der Rocky Mountains und die «paysans» der Pyrenäen unterscheiden sich in dieser Hinsicht kaum von uns. Von ihnen aber spricht man nicht, weil sie in ihrem Land die Minderheit bedeuten und ihre Gegenden nicht so von Fremden überflutet werden wie die Schweiz. Es gibt aber noch einen anderen Grund für unser Misstrauen. Umgeben von Nachbarn, die nicht immer nur «freundlich» mit uns umgingen, ferner als Land, das zu keiner Zeit die Ernährung aus der eigenen Scholle sicherzustellen vermochte und bis vor 150 Jahren immer wieder von Hungersnöten bedroht wurde, im ständigen Kampf um die Existenz, der hier schwerer ist als anderswo, muss man verstehen, wenn jeder Fremde vorerst einmal als Eindringling betrachtet wird. Erweist es sich dann, dass er nichts von uns will, so tauen wir auf. Verlangt er aber etwas von uns, ehe wir ihm unser Herz geöffnet haben, so ziehen wir uns zurück. Dass dabei alte Vorurteile und vorgefasste Meinungen mit im Spiele sind, lässt sich nicht weglegen. Wer Deutsch spricht, aber nicht Schweizerdeutsch, der ist ein «Schwab», auch wenn er Auslandschweizer ist und seine Vorfahren gute Schweizer waren. Es gibt Nationen, deren Gebaren uns gegen den Strich geht, und wir erachten leider jeden Angehörigen eines fremden Volkes für dessen Taten oder Untaten verantwortlich. Die Ungarn sind ein Volk mit andern Sitten, andern Lebensgewohnheiten und von anderem Aussehen. Sie «lie-

gen» nicht allen Schweizern. Dagegen gehören die Engländer und Amerikaner zu den wenigen Nationen, die sich bei uns einer fast ungeteilten Sympathie erfreuen.

Dass man in der Schweiz nur sehr zögernd in ein Privathaus eingeladen wird, ist ebenfalls bekannt. Abgesehen vom erwähnten Misstrauen gegenüber dem Fremden, spielen noch andere Kriterien mit; denn auch die eigenen Landsleute werden wenig eingeladen.

Als Bauernvolk sind wir gesellschaftlich unbeholfen und gehemmt. Die angeborene Zuverlässigkeit und Genauigkeit verführen uns dazu, eine noch so einfache Einladung als ein «weltbewegendes» Ereignis zu betrachten und dementsprechend aufzuziehen. Nicht nur ein unerwarteter, sondern sogar ein erwarteter Besuch stellt einen schweizerischen Haushalt völlig auf den Kopf. Die Hausfrau versucht sich selbst zu übertrumpfen: sie erstickt beinahe in Förmlichkeit, und der «nette Abend» wird selten gänzlich unbeschwert verlaufen; denn die Frage scheint an ihr zu nagen: «Was denken die Leute von uns?» Das gute Herz der Schweizer Frauen tritt vor lauter Hemmungen überhaupt nicht in Erscheinung.

Misstrauen, Unbeholfenheit, Wortkargheit und allzu grosse Genauigkeit, das sind die Hypotheken, mit denen unsere private Gastlichkeit belastet wird. Wie einfach wäre doch alles, wenn wir uns dazu entschliessen könnten, die Freunde zu einer Plauderstunde statt zu einem «Fest» einzuladen!

Schweizer, die viele Jahre im Ausland gelebt haben, fühlen anders als viele der Zuhausegebliebenen. Da sie aber stets in der Minderheit sind, spricht man nicht von ihnen, und so kommt es, dass wir alle im Rufe stehen, nicht gastfreundlich zu sein, und das dürfte sich kaum in absehbarer Zeit ändern.

Harry Schraemli

ERLEBTE GASTFREUNDSCHAFT

Von Marguerite Reinhard

Es war im Jahre 1946. Das Schweizerische Rote Kreuz hatte damals in verschiedenen Hotels in Adelboden, die es gemietet, an die tausend tuberkulosegefährdete kriegsgeschädigte Kinder aus verschiedenen Nationen aufgenommen, damit sie sich in mehrmonatiger Kur in der reinen und stärkenden Bergluft und bei kräftigender Nahrung erholen und wieder gänzlich gesunden konnten. Unter diesen Kindern befand sich auch eine grössere Gruppe polnischer Kinder, die wir eines Tages be-

suchten. Als wir mit der Leiterin sprachen, erschienen einige kleine Polinnen, knicksten anmutig und luden uns zu einem Tee in ihr Zimmer ein. Dort hatten sie mit Kissen und Schemeln auf dem Boden eine Teerunde vorbereitet, auf einem Puppenherd brodelte Wasser, aus einer winzigen Kanne duftete der Tee. Wir mussten uns auf die Kissen setzen, und mit lieblichem Ernst boten uns zwei kleine Mädchen Biskuits und in kleine Stücke gebrochene Schokolade an, während ein drittes die Puppen-